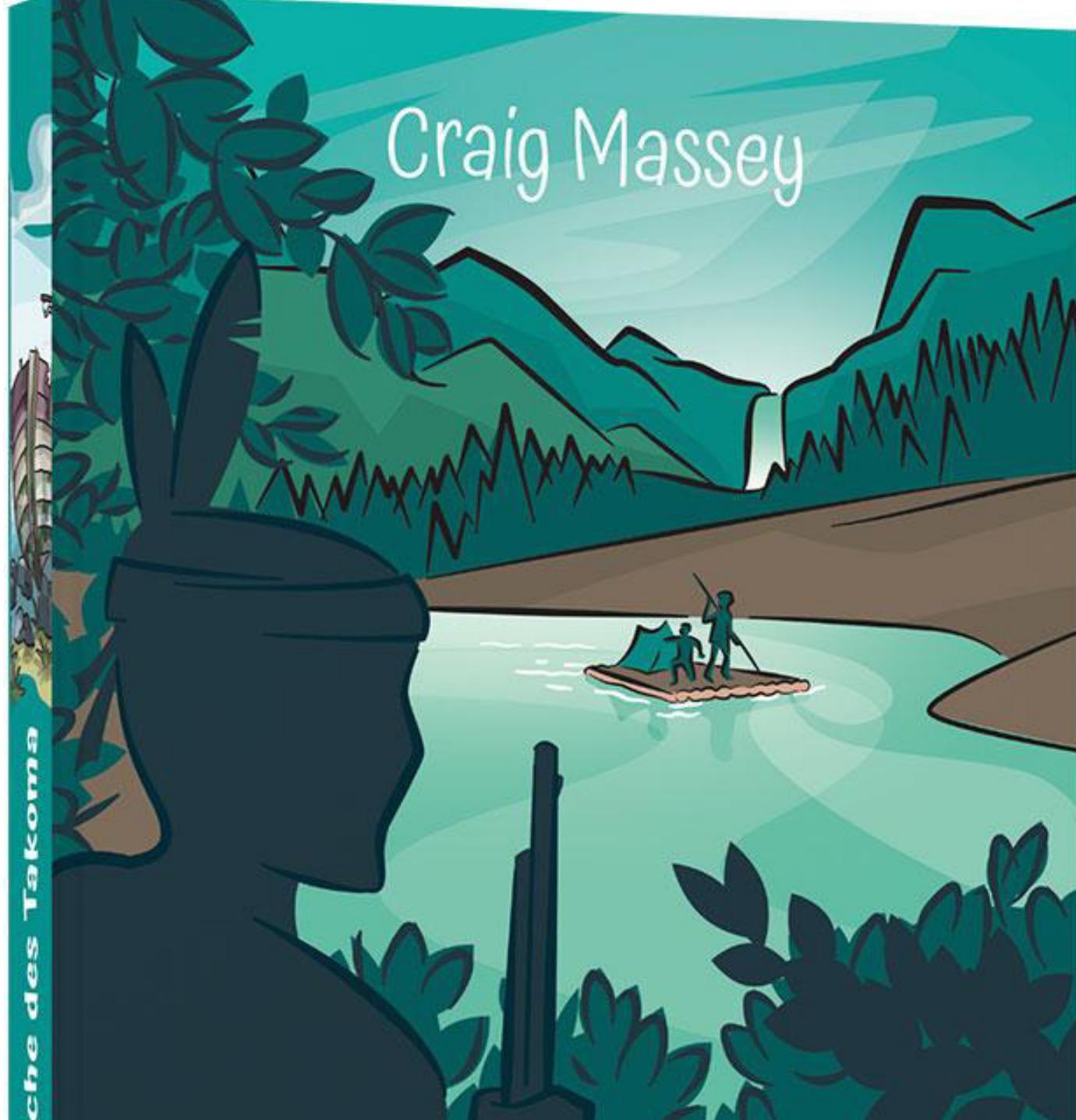


Craig Massey



Die Rache des Takoma

Jung & Jünger

Die Rache des Takoma

Craig Massey

Band 5 der Kinderbuchreihe »Jung und Jünger«

Paperback, 240 Seiten

Artikel-Nr.: 256764

ISBN / EAN: 978-3-86699-764-6

Diese Erzählung führt uns in die Zeit der frühen Besiedlung Kanadas. George Lockan findet auf der Flussfahrt zu seinen Freunden einen verkommenen, halb verhungerten Indianderjungen, den er »Brauner Schatten« nennt. Aus Mitleid nimmt er ihn mit, muss aber erfahren, dass man ihn wegen dieses Jungen verfolgt. Nur knapp entkommen die beiden mehreren Anschlägen. Takoma, ein alter Indianer, mit dem »Brauner Schatten« vorher zusammengelebt hatte, will den Jungen zurückhaben. Wie wird sich George verhalten? Wird er seinen Schützling im Stich lassen? Eine packende, erlebnisreiche Erzählung, die den Leser bis zur letzten Seite in Atem hält.
Ab 10...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

[Artikel ansehen auf clv.de](#)



Christliche Literatur-Verbreitung e. V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

1. Auflage 2022 (CLV)

© 2022 by CLV
Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
Internet: www.clv.de

Die deutsche Ausgabe erschien erstmals 1973 im Verlag Hermann Schulte, Wetzlar.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Takoma's Revenge« im Verlag Moody Press, Chicago, USA.
© 1970 by The Moody Bible Institute of Chicago

Übersetzung: Detlef Faber
Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256764
ISBN 978-3-86699-764-6



Craig Massey

Die Rache des Takoma

Jung & Jünger

INHALT

Das ausgebrannte Indianerdorf	7
Der kleine Wilde	24
Ein Indianer	38
Hängt ihn auf!	54
Ein Feigling, und betrunken dazu	71
Mutige gesucht	88
Ich liebe sie	102
In der Falle	118
Das schwimmende Haus	124
Takoma	132
Das verschwundene Floß	150
Dem Floß nach	165
Das ist doch meine Becky!	181
Wir können nicht hierbleiben!	199
Willst du mich heiraten?	214

DAS AUSGEBRANNTES INDIANERDORF

George Lockan hielt das Ruder hoch und beobachtete, wie das Wasser vom Ruderblatt tropfte. Er schüttelte die letzten Tropfen ab, legte das Ruder auf den Boden des Kanus und ließ sich von der Strömung flussabwärts treiben.

Seufzend streckte er seine müden Beine aus und entspannte sich ein wenig. Dann beugte er sich vor und zog einen Zettel aus dem Lederbeutel, der unter dem Mittelsitz festgebunden war.

Das hätten wir geschafft, dachte er, als er die Landkarte studierte, die Carl Ives gezeichnet hatte. Mit dem Finger verfolgte er die breite Linie, die von Norden nach Süden führte und den Verlauf des Flusses andeutete. Carl hatte darübergeschrieben: »Das ist Fort Killypox.«

Der Weg vom Fort bis zu der Stelle am Fluss, wo die kleine Stadt Northbrook lag, war punktiert. Etwas tiefer, am Westufer des Flusses, standen die Worte: »Espen gehölz, Stämme von Bibern gefällt.«

Da bin ich heute früh vorbeigekommen, erinnerte sich George.

An anderer Stelle hatte Carl geschrieben: »Gefährliche Strecke. Strudel am Ende der Stromschnellen. Schlage vor, hier anzulegen (an dieser Stelle war ein Punkt am Ostufer). Habe die Stelle mit einem Steinhaufen markiert.«

George blinzelte, schaute flussabwärts und sagte nachdenklich: »Das kann nicht sehr weit weg sein. Eigentlich müsste ich es bis dorthin heute noch schaffen.«

Noch einmal warf er einen flüchtigen Blick auf die Karte und entdeckte zwei weitere Anmerkungen. Eine lautete: »Ausgebranntes Indianerdorf«, und unten hatte Carl in großen, kräftigen Buchstaben auf das Papier gekritzelt: »Hier ist Greenfield. Da werden wir uns treffen.«

George faltete die Karte zusammen und verstaute sie in dem Beutel, den er anschließend wieder unter dem Sitz festband. Dann begann er, weiterzupaddeln.

»Alter Fluss«, sagte er laut vor sich hin, »Carl schreibt, du seist hier in der Gegend irgendwo gefährlich. Ich finde das aber gar nicht. Du fließt so träge dahin!«

In den zwei Tagen, die er jetzt schon unterwegs war, war er immer wieder überrascht und erfreut gewesen, mit welcher Geschwindigkeit das Boot über das Wasser glitt. Er staunte über die Kunstfertigkeit des Indianers, der die Rinde gesammelt und sie um den leichten Nuss-

baumrahmen herum befestigt hatte. Die einzelnen Rindenstücke lagen genau in der richtigen Position und die Fugen waren mit viel braunem Harz überstrichen und dadurch wasserdicht gemacht. George wusste: Das war erstklassige indianische Handarbeit.

Auf den ersten Blick hatte das Boot einen ziemlich plumpen Eindruck gemacht, aber der Siedler, von dem er es in Northbrook gekauft hatte, hatte ihm erklärt: »Der Indianer, der dieses Boot gebaut hat, verstand etwas von seinem Handwerk. Es ist wie ein Fisch im Wasser – leicht, schnell und geschmeidig. Nach allem, was Sie mir von Ihren Paddelkünsten erzählt haben, wird es höchstens eine halbe Stunde dauern, bis Sie mit dem hier zurechtkommen.« George hatte bald festgestellt, dass der Siedler recht gehabt hatte.

Nachdem der Handel abgeschlossen war, hatte George gefragt: »Wie sind Sie denn an das Boot gekommen?« Und der Mann hatte knurrend geantwortet: »Als die Zeiten noch friedlich waren, habe ich es von einem Indianer gekauft. Vor einiger Zeit wurde er getötet. Getötet, als er unsere Stadt überfiel! Merkwürdige Sachen passieren doch im Krieg. Früher war dieser Indianer freundlich zu uns gewesen und wir zu ihm.« Der Mann machte eine hilflose Bewegung mit der Hand. »Aber jetzt ...« Bekümmert schwieg er.

Diese Antwort hatte George aufgewühlt, und wieder einmal fragte er sich: *Warum können wir nicht mit Wörtern kämpfen statt mit Gewehren? Dann könnte man sich viel mehr über den Sieg freuen, denn dann hätten Logik und Liebe eine Chance, zum Zug zu kommen.*

Die frühe Nachmittagssonne schien warm und angenehm aufs Wasser. George paddelte gemächlich und genoss die ständig wechselnde Landschaft am Ufer des Flusses, der sich durch Wälder und Berge südwärts wand. Wilde Tiere sah er mehr als genug: Hirsche, Bären und jede Menge kleinerer Tiere wie Enten, Gänse und andere Vögel.

Nach etwa anderthalb Kilometern wurde die Strömung stärker. Das Rudern ging einfacher. *Jetzt habe ich wohl bald die gefährliche Strecke erreicht*, dachte er. *Allmählich muss ich die Landestelle suchen.*

Das Wasser schlug schäumend an die Felsbrocken am Ufer.

»Da ist sie!«, rief er, als er am linken Ufer eine etwa zwei Meter hohe Steinpyramide sah.

George zögerte. Die Strömung war stark, aber es sah nicht gefährlich aus.

Durch dieses kurze Zögern hatte er die Möglichkeit, an Land zu gehen, verpasst. Das Kanu schoss vorwärts, vorbei an der Landestelle und hinein in eine Schlucht

aus grauschwarzen Felsen, die zu beiden Seiten steil aufragten.

Das Wasser donnerte und toste, dass es ihm in den Ohren dröhnte. Mit aller Gewalt versuchte George, das Ufer zu erreichen. Doch umsonst. Die reißende Strömung trotzte seiner Kraft.

Plötzlich packte ihn die Angst. Noch nie in seinem Leben war er sich so hilflos vorgekommen. In seiner Verzweiflung schrie er zu Gott: »O Herr, hilf mir!«

Eine schäumende Welle schwachte über den Bug. Vor ihm tauchte ein Felsbrocken auf. Eine schmale Fahrrinne führte rechts daran vorbei. George drückte das Paddel tief ins Wasser und hielt es krampfhaft fest. Dadurch schlug das Boot nach rechts aus, streifte einen Felsblock, schoss vorbei und tauchte mitten hinein in die schäumende Gischt.

»Puh!«, rief George. »Das ist ja furchtbar!«

In dem Getöse gingen seine Worte unter. Er hatte kaum Zeit zum Denken, geschweige denn zum Handeln. Er jagte die mit Geröll gefüllte Schlucht hinunter. Immer wieder versuchte er, mit dem Paddel zu bremsen, und schaffte es kaum, an den scharfen Felszacken vorbeizukommen.

Dann machte der Fluss eine Biegung nach Westen und donnerte am Fuß eines überhängenden Felsens entlang.

Zweimal wurde George von der schäumenden Gischt völlig eingehüllt.

Plötzlich stellte sich das Kanu quer, schwankte gefährlich, drehte sich hilflos einmal, zweimal, dreimal um die eigene Achse, dann kam es wie durch ein Wunder wieder in Fahrtrichtung und jagte weiter. Das Paddel machte sich in Georges Hand selbstständig, es drehte sich, schlug und zerrte, sodass er Angst bekam, seine Handgelenke würden brechen. Die Schultern brannten vor Schmerz. Es war grauenhaft!

Obwohl die Sonne hell schien, war es in der Schlucht ziemlich dunkel. Ganze Gischtwolken wurden nach oben geschleudert.

Noch nie war George mit solch einer Geschwindigkeit vorwärtsgetrieben worden. Einige Hundert Meter weit bahnte sich der Fluss seinen Weg durch die Schlucht, erst nach Westen, dann nach Osten, bis er in eine Art See mit ruhigerem Wasser mündete.

George warf den Kopf zurück, strich sich die nassen Haare aus der Stirn und rief: »So, das hätten wir geschafft!« Aber noch war es nicht so weit. Fast im selben Augenblick wurde das Boot aus dem ruhigen Wasser hinausgetrieben und stürzte einige Stromschnellen hinunter, die fast so steil waren wie ein Wasserfall, und landete schließlich wieder in einer breiten, kesselförmigen Schlucht.

Auf den ersten Blick erschien das Wasser träge. George bemerkte jedoch, wie die Strömung in weitem Bogen einen Kreis zog und in einer riesigen, wellenförmigen Schlangenbewegung nach innen zum Mittelpunkt hinstrieb. Der Sog nach unten war hier so stark, dass die Wasseroberfläche im Zentrum gut einen Meter unter der normalen Höhe lag.

»Der Strudel!«, stieß George entsetzt hervor. »Wenn ich da drin lande, habe ich keine Chance mehr!«

Seine Arme spürte er nicht mehr. Einen Augenblick ruhte er sich aus, während das Kanu dem äußeren Rand des Strudels folgte. Schon zog ihn die Strömung langsam zum Zentrum hin.

Er wusste, dass er nicht einfach am Strudel vorbeipaddeln konnte. Seine größte Chance lag darin, sich an den Rand zu halten. Er sah die Felsöffnung, durch die der Fluss südwärts hinabstürzte. Mit schwindender Kraft hob er das Paddel und versuchte, sich gegen die Gewalt des Wassers zu wehren. Mit unglaublicher Geschwindigkeit schoss sein Boot am Ausgang vorbei zurück nach Norden. Einen Augenblick später war er wieder an der Stelle, wo er in den Kessel hereingekommen war. Dann ging es wieder im Kreis nach Süden.

Plötzlich tauchte links von ihm ein treibender Baumstamm wie ein Ungetüm auf. Der Stamm hatte am Ende

einen Durchmesser von gut einem Meter. George beobachtete voll Schrecken, wie der Baum in den Mittelpunkt des Strudels gezerrt wurde. Die Wurzeln wurden nach unten gezogen, der Stamm richtete sich senkrecht auf und hob seine Zweige zum Himmel. Dann verschwand er langsam unter der Wasseroberfläche.

Sollte das mein Ende sein?, dachte George entsetzt.
»O Herr, dein Wille geschehe!«

Zweimal kreiste er in der kesselförmigen Schlucht und versuchte verzweifelt, den Ausgang zu erreichen, aber jedes Mal wurde er durch die unbarmherzige Gewalt des Flusses vorbeigetrieben.

George war am Ende seiner Kraft. Er ließ die Schultern hängen und lehnte sich halb tot vor Erschöpfung zurück. Eigentlich brauchte er jetzt dringend eine Verschnaufpause, doch das Kanu glitt bereits wieder am Rand des Strudels entlang.

Er rang nach Atem. »O Herr, o Herr!«, schrie er, schnellte mit einem Ruck auf und stach das Paddel in das tosende Wasser.

Das Kanu schien zu zögern. Immer wieder stemmte er das Paddel in die Flut und arbeitete mit aller Kraft. Schließlich ließ der Sog nach, das Boot glitt über den äußeren Rand des Strudels hinweg und schoss weiter flussabwärts.

George atmete auf. Aber schon stellte sich das Kanu quer, schlug gegen einen Felsen und kippte um. Verzweifelt kämpfte George gegen die Strömung und strampelte heftig, um an die Wasseroberfläche zu kommen. Als er schließlich auftauchte, sog er die Luft ein und wedelte mit den Armen, um sich über Wasser zu halten. Das Kanu trieb kieloben an ihm vorbei. George tauchte, suchte mit steifen Fingern nach einem Halt und hielt sich dann an dem Boot fest.

Plötzlich war alles vorbei. Das Kanu trieb aus der Schlucht hinaus in ein breites, sonnenbeschienenes Tal, in dem der Fluss wieder ruhig dahinfloss. George arbeitete sich bis zur Mitte des Kanus vor und kletterte hinein. Er war völlig erschöpft. Der Länge nach warf er sich ins Boot und ließ die Arme zu beiden Seiten über die Bootswand hängen.

In den ersten zehn Minuten hatte er Mühe zu atmen. Dann erholte er sich langsam. Er war gerettet! Voller Freude und Dank flüsterte er: »O Herr, du hast mich durchgebracht. Ich danke dir!«

Das Kanu trieb stromabwärts. Allmählich kehrten seine Kräfte in den schmerzenden Körper zurück. Schließlich lenkte er das Boot an einen breiten Sandstrand.

Als George das flache Wasser erreichte, rutschte er aus,

richtete sich taumelnd wieder auf und zog das Boot an Land. Die Anstrengung war fast zu viel für ihn gewesen. Er machte drei Schritte, stolperte und ließ sich in das herrlich weiche Gras fallen, wo er mit dem Gesicht nach unten liegen blieb. Die Nachmittagssonne wärmte seinen durchnässten und müden Körper und er schlief sofort ein.

Nach einer halben Stunde erwachte George wieder. Er kämpfte sich in eine sitzende Position. *Was für ein Erlebnis!, dachte er. Noch nie in meinem Leben bin ich dem Tod so nah gewesen! Aber jetzt, wo ich es überlebt habe, würde ich diese Reise für nichts in der Welt eintauschen.*

Er schaute auf das ruhige Wasser. Es floss dahin, als ob nichts gewesen wäre.

Liebevoll betrachtete George das Kanu. Nicht einmal eine Schramme war zu sehen. Dieser Indianer hatte wirklich gute Arbeit geleistet.

Er zog seine durchnässten Kleider aus, wrang das Wasser aus Hemd und Hose und hing sie an einen Baum zum Trocknen. Auch seine Mokassins zog er aus, stellte sie auf einen Felsen und machte sich daran, seine Sachen im Boot zu untersuchen. Fast alles war durchnässt: die Wolldecken, die Kleider zum Wechseln, die Muskete und der Nahrungsmittelvorrat.

Nur zwei Dinge waren trocken geblieben: das Pulver

im Horn und der Inhalt seines wasserdichten Lederbeutels, nämlich die Bibel, Carls Landkarte und der Brief.

Inzwischen hatte er den Brief schon so oft gelesen, dass er ihn fast auswendig kannte. Dennoch las er ihn noch einmal, denn er war so etwas wie ein Bindeglied zwischen dieser Stelle in der Wildnis und den Lieben, die irgendwo flussabwärts waren.

»Lieber George!

Es war ein harter Winter in Fort Killypox. Wir hatten Nahrungsmittelknappheit und eine Menge anderer Probleme und Schwierigkeiten. Zweimal wurden wir von Indianern überfallen und verloren drei Männer – dazu einiges an Vieh. Anfang Dezember hatten alle Familien aus einem Gebiet bis zu dreißig Kilometern Entfernung bei uns Schutz gesucht. Das Gedränge war fürchterlich. Es dauerte nicht lange, dann brach zwischen einigen Familien Streit aus. Ich kann mir nicht denken, jemals etwas so Trauriges erlebt zu haben.

Als Du weg warst, bauten Mr Watson und ich eine neue Hütte. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie verzweifelt wir waren, als die Indianer sie eine Woche nach der Fertigstellung entdeckten und niederbrannten. Der Herr hatte uns in seiner Voraussicht so geführt, dass wir an diesem

Morgen zum Fort gefahren waren. Kaum waren wir dort angekommen, da berichtete einer unserer Leute uns von dem Brand.

Wie ich schon erwähnte, war die Lage hier alles andere als rosig. Doch es wurde noch schlimmer.

Mitte Februar standen wir buchstäblich vor dem Verhungern. Trotz der Kälte und des Schnees entschlossen sich die Watsons und ich, nach Greenfield in den Süden zu ziehen. Dort gab es mehr Lebensmittel und das Leben war leichter für uns.

Ursprünglich hatten wir beabsichtigt, nach Killypox zurückzukehren, aber nach eingehenden Überlegungen beschlossen wir, in Greenfield zu bleiben, denn die Stadt wächst und ist als Handelsplatz günstig gelegen.

Bei Deinem Abschied sagtest Du, dass Du auf jeden Fall zurückkehren wolltest, um bei uns in Killypox zu bleiben. Wir hoffen, dass Du nun ebenso fest entschlossen bist, zu uns nach Greenfield zu kommen.

Während ich diesen Brief schreibe, sitze ich im Blockhaus in Fort Killypox. Ich bin hergekommen, um den Rest unserer Habseligkeiten in den Süden zu schaffen, und hatte gehofft, bis zu Deinem Eintreffen hierbleiben zu können. Aber der Frühling ist schon fast vorüber, und da Du bis jetzt noch nicht gekommen bist, werde ich allein zurückkehren.